

64/GA 6720 - 127,3

Muttersprache

**Vierteljahresschrift
für deutsche Sprache**

Hilke Elsen
Die beiden Gesichter der Lautsymbolik

Thorsten Roelcke
Sprachwandel in Zeiten der Niedrigschwelligkeit:
Geht uns die Bildungssprache verloren?

Sören Stumpf und Viola Kämmer
Battle-Rap: Holistische Textsortenanalyse
und soziolinguistische Verortung

Wolfgang Imo
Trösten. Eine sprachliche Praktik
in der Medizin

Helga Kotthoff
Ironie in Radiotext und Gespräch
Anzeigeverfahren, Diskurse, Entwicklungen

Daniela Schöne
Namen im Comic

Rezensionen

3



September

Jahrgang 127 (2017)

Gesellschaft für deutsche Sprache

[GfdS]

Die beiden Gesichter der Lautsymbolik

Von HILKE ELSÉN

Abstract

Der vorliegende Beitrag beschäftigt sich mit dem stark vernachlässigten Konzept der Lautsymbolik, die, obwohl als universelles Phänomen zu sehen, in der Sprachwissenschaft kaum Beachtung findet und vor allem nicht einheitlich aufgefasst wird. Eine der Fragen ist, ob der Lautsymbolik eine Natürlichkeitsbeziehung zugrunde liegt, so wie wir das in der Regel bei *Kuckuck* annehmen, oder ob es sich doch eher um auf Häufigkeitseffekten beruhende Form-Inhalts-Korrelationen handelt. Die Lautsymbolikforschung gibt hier keine klaren Antworten. Dieser Beitrag will die beiden Gesichtspunkte näher beleuchten.

This article deals with sound symbolism, a widely ignored concept. Sound symbolism appears to be a universal phenomenon, but linguistics tends to neglect it or offers heterogeneous approaches and definitions. One question is concerned with the role of naturalness, as assumed in cases like *cuckoo*, or whether sound symbolic effects are the result of acquired statistical knowledge. Research in sound symbolism as to now doesn't offer any answers. This article tries to illuminate both aspects.

1 Einleitung

Lautsymbolik, auch Phonosemantik genannt, heißt, dass lautliche Einheiten Bedeutungsaspekte auslösen. Diese recht allgemeine Definition vereinigt jedoch zwei ganz unterschiedliche Betrachtungsweisen. Zumeist bildet eine natürliche Beziehung zwischen Klang und Referenten den Schwerpunkt, etwa aufgrund von Ähnlichkeit. Dies dürfte der naheliegenden Vorstellung von Lautsymbolik entsprechen. Denn viele denken zunächst an Onomatopoeitika wie *peng!* und *pieps!* Bei solchen Beispielen ahmen die Sprachlaute einen akustischen Reiz nach und sind dann durch eine Ähnlichkeitsbeziehung auf der akustischen Ebene geprägt. In der Vergangenheit wurden jedoch auch ganz andere Fälle unter den Begriff subsumiert, allen voran die Phonästhe wie das *fl-* in *flattern*, *flitzen*, *firren*, *fimmern* im Zusammenhang mit schneller, wiederholter Bewegung/Wirkung.

2 Lautsymbolik

Wesentlich häufiger als vielfach angenommen lösen phonetische Merkmale, Töne, Sprachlaute, Lautkombinationen oder komplexere Lautstrukturen wiederholt bestimmte Assoziationskomplexe aus und stehen dann mit Bedeutung(sfacetten) in Beziehung. Bekannte Beispiele sind Onomatopoesie (*ping-pong*, *klapp!*), Gefühlsäußerungen (*au!*, *ih!*) oder die akustisch-sprachliche Darstellung nichtakustischer Erscheinungen (*schnapp!*). Andere lautsymbolische Aspekte beziehen sich auf die unwillkürliche Verbindung von hohen, hellen Vokalen und der Vorstellung von »klein« und dadurch »harmlos« im Vergleich zu *a-* oder *o-*Lauten und der Vorstellung von Größe. Solche Überlegungen spielten in der Wissenschaft stets eine untergeordnete Rolle. Die wenigen Arbeiten demonstrieren jedoch die weite Verbreitung des Phänomens (vgl. u. a. French 1976; Ultan 1978; Hinton/Nichols/Ohala 1994a; Nuckolls 1999; Elsen 2014, 2015, 2016; Blasi et al. 2016). Im Gegensatz zu gängigen Auffassungen, die im Wesentlichen durch de Saussures Arbitraritätspostulat beeinflusst sind, weisen ganz offensichtlich alle Sprachen lautsymbolische Effekte auf, teils mehrere tausend lautsymbolische Lexeme wie das Japanische (Imai/Kita 2014).

2.1 Größensymbolik

Als die am weitesten verbreitete lautsymbolische Reaktion gilt unsere Assoziation von hellen Lauten mit der Vorstellung von »klein«. Schon drei bis vier Monate alte Babys schauen lieber große Gegenstände im Gegensatz zur kleinen Variante an, wenn diese von einem *o*- oder *a*-Laut begleitet waren, umgekehrt bei einem *i*- oder *e*-Laut (Peña/Mehler/Nespor 2011).

Im Jahr 1929 entwarf Edward Sapir ein heute als wegweisend angesehenes Experiment. Seine Versuchspersonen, darunter auch Kinder, hatten 60 Kunstwortpaaren wie *mal* und *mil* eine Bedeutung wie »Tisch« zuzuweisen und dabei zu entscheiden, ob sich *mal* auf den größeren oder kleineren Tisch bezieht. Wörter mit *a* wurden in bis zu 96 Prozent der Fälle den größeren Referenten zugeordnet (Sapir 1929). In der Folge zeigten sich solche Korrelationen in zahllosen Experimenten unterschiedlichster Art (zu einem Überblick vgl. Volke 2007; Elsen 2014, 2015, 2016).

Auch heute befassen sich einige Arbeiten mit der Größensymbolik. Thompson/Estes (2011) beispielsweise fragten sich, inwiefern wir mithilfe lautsymbolischer Wörter nur Gegensätze oder auch Abstufungen markieren können. Sie verwendeten unterschiedlich große Fantasiefiguren und Kunstwörter, die sie nach strengen Kriterien aufbauten. Anhand bisher veröffentlichter Ergebnisse wählten sie *a*, *u*, *o*, *m*, *l*, *w*, *b*, *d* und *g* als assoziiert mit »groß« aus und *i*, *e*, *t* und *k* als assoziiert mit »klein«. Die Testwörter setzten sich aus CV-Silben mit abnehmender Menge an »großen« Lauten zusammen, z. B. *wodolo* nur mit »großen«, *tibudo* mit zu zwei Dritteln »großen« Lauten etc. Auf diese Weise erhielten die Wörter Abstufungen des Größensymbolwertes, die sich in der Zuweisung zu verschiedenen großen Referenten linear wiederfanden. Es wurden dieses Mal nicht Laute, sondern ganze Wörter nach Größenwirkung sortiert, die sich aus einer kontrollierten Menge an Größe markierenden Lauten zusammensetzten, und es zeigte sich, dass mit zunehmender Größe des Referenten die Menge der mit »groß« assoziierten Buchstaben/Laute im geeignetsten Namen zunahm. Dadurch entstand eine gestufte lineare Beziehung zwischen Größe und Lautkomplex, was wieder das Wirken von Lautsymbolik demonstriert.

Besonders erwähnenswert ist die Studie von Shinohara/Kawahara (2010). Die beiden arbeiteten mit Versuchspersonen mit Englisch, Chinesisch, Japanisch und Koreanisch als Muttersprache. Auch sie hatten systematisch gebaute Kunstwörter nach Größenbezug zu bewerten. Die Wörter bestanden jeweils aus einer verdoppelten VC-Silbe mit *b*, *d*, *g*, *z/p*, *t*, *k*, *s* und *i*, *u*, *e*, *o*, *a*. Mithilfe einer vierstufigen Skala prüften die Autoren, ob Vokalhöhe, Vokallage und Stimmhaftigkeit der Konsonanten Einfluss auf die Größensymbolik nehmen. Dies ließ sich bis auf wenige Ausnahmen zeigen. Hohe und vordere Vokale sowie stimmlose Konsonanten korrelierten mit kleiner Größe etc. Das erklärten sie sowohl artikulatorisch als auch akustisch. Allerdings kann im Prinzip auch eine frequenzbasierte Begründung in Frage kommen. Denn wenn ein Sprachsystem bereits über eine Form-Inhalts-Korrelation auf lautlicher Ebene verfügt, könnte dieses Wissen die Antworten in Tests mit Kunstwörtern erklären. Deswegen sind die Ergebnisse der koreanischen Sprecherinnen und Sprecher bemerkenswert. Obwohl sie in ihrem Vokabular *a* und *o* für die helle, leichte, kleine, schnelle und *u* und *i* für die dunkle Kategorie verwenden (vgl. auch Kim 1977; Diffloth 1994), beurteilten sie trotz allem bei den Kunstwörtern *i* und *e* kleiner als *a*, *o*, *u*. Dies lässt sich somit nicht auf Frequenzeffekte im Lexikon zurückführen. Levickij (2013: 87) kommt zum gleichen Schluss. Obwohl *a* in slavischen Sprachen für kleine Größe steht, beurteilen russische und ukrainische Sprecherinnen und Sprecher *a* als »groß« und *i* als »klein«.

Lupyan/Casasanto (2015) wandelten das Versuchsdesign ab. Sie fragten ihre Versuchspersonen, wie außerirdische Spezies aussehen könnten, und ließen sie aus einer Liste 19 Attribute wählen. Ein *foove* wurde zumeist als groß und dick beschrieben, ein *crelch* als schmal und spitz. Auch dies weist in die gleiche Richtung wie die frühen Sapir-Studien, ohne jedoch zwei Zeichnungen und zwei Kunstwörter zu paaren.

Experimente aus jahrzehntelanger Forschung mit Kunstwörtern kommen immer wieder zu übereinstimmenden Ergebnissen. Eigenschaften wie »klein, leicht, dünn« werden hellen Vokalen, vor allem dem /i/, bzw. Eigenschaften wie »groß, dick, schwer« /ɑ, u, ɔ/ zugeordnet, nie andersherum. Die Eigenschaften, die mit /i/ in Verbindung gebracht werden, stehen stets in Opposition zu denen, die zu /ɑ, u, ɔ/ symbolisch passen. Der *i*-Laut korreliert mit »klein«, »dünn« und »spitz«, »scharf«, »hell« und »leicht«, während die Gegenkonzepte mit verschiedenen *o*-, *u*- und *a*-Lauten in Wechselbeziehung stehen. Die Zuordnungen der slavisch- und koreanischsprachigen Versuchspersonen sind dabei besonders hervorzuheben. Denn trotz anderer Konstellationen im Lexikon demonstrieren sie dennoch Größensymbolik im Kunstwortbereich. Auch wenn wir von dieser Korrelation nicht in jedem Lexikon genügend Beispiele finden, kann sie auf psycholinguistischer Ebene wohl als universell gelten.

Worauf beruhen diese Zusammenhänge? In der Literatur gibt es mehrere Vorschläge, beispielsweise, dass kleine Tiere helle Laute produzieren und große dunkle Laute. Das schlägt sich einerseits in lexikalisierten lautsymbolischen Wörtern wie *pieps!*, *quiek!*, *zirpen*, *wimmern*, *winseln*, *to tweet*, *to squeak* nieder im Vergleich zu *brumm!*, *grollen*, *donnern*, *to growl*, *to roar*. Andererseits übertragen wir diesen Zusammenhang auf Kunstwörter, da dort lexikalisierte Bedeutungen die lautsymbolische Empfindung nicht verwässern können. Aber es werden auch artikulatorisch-kinästhetische Begründungen diskutiert, denn bei den hellen Lauten ist der Mundraum kleiner, bei den dunklen ist er größer. In beiden Fällen ist die Beziehung zwischen Laut und Assoziation natürlich.

2.2 Maluma und Takete

Als beinahe genauso verbreitet kristallisiert sich der Maluma-Takete-Effekt heraus. Er geht auf die Studien Wolfgang Köhlers (1929, 1947) zurück, der seine Versuchspersonen abstrakte Zeichnungen mit den zwei Kunstwörtern *maluma* und *takete* benennen ließ. In großer Übereinstimmung von bis zu 100 Prozent wählten sie *maluma* für die runde, *takete* für die eckige Zeichnung.



Abb. 1: Maluma (links) und Takete (rechts; nach Köhler 1929: 242 f.)

Der Zusammenhang lässt sich für die unterschiedlichsten Altersgruppen und Sprachfamilien feststellen. Bei Davis (1961) zum Beispiel nahmen englischsprachige Kinder sowie afrikanische ohne Kontakt mit dem Englischen im Alter von 8 bis 14 Jahren teil. Davis

wollte wissen, ob eher sprachabhängige oder eher strukturelle Gründe für die Zuordnung von Zeichnung und Kunstwort verantwortlich sind. Grundsätzlich dürften strukturelle Ähnlichkeiten die Verbindung von zwei eigentlich verschiedenen Sinnen oder Erfahrungsebenen wie Geschmack, Töne, Farben auslösen, wenn Melodien oder Klänge zu Farben oder Zeichnungen zugeordnet werden und damit unterschiedliche Wahrnehmungskanäle beteiligt sind. Davis (1961) benutzte an die Bilder und Kunstwörter von Köhler (1947) angelehntes Material (nun: *takete*, *uloomu*). Der Präsentationsmodus, mündlich bzw. schriftlich, hatte keine Auswirkungen auf die Ergebnisse. Alle Kinder bevorzugten deutlich die eckige Zeichnung für *takete*. Die Muttersprache spielte also keine Rolle. Offenbar urteilten die Kinder aufgrund der Angemessenheit zwischen Sprachlauten und Form der Zeichnung und nicht wegen bedeutungstragender Assoziationen zu bestimmten Gegenständen, die für die beiden Kulturbereiche verschieden sind und zu Unterschieden bei den Ergebnissen geführt hätten. Sprachlich bedingte Einwirkungen auf die Entscheidungsfindung gab es nicht, im Übrigen auch nicht bei japanischen Versuchspersonen (Peterfalvi 1965: 453) oder bei dem Nomadenvolk der Himba (Namibia) (Bremner/Caparos/Davidoff/de Fockert/Linnell/Spence 2013). Die französischsprachigen Versuchspersonen erreichten ebenfalls einen hohen Konsens bei der Zuordnung von Zeichnungen und Kunstwörtern (Peterfalvi 1964; weitere Studien: Westbury 2005; Nielsen/Rendall 2011, 2013; Ozturk/Krehm/Vouloumanos 2013; Fort/Martin/Peperkamp 2014; Ahlner/Zlatev 2010).

Und schon vier Monate alte Babys sind hierfür sensibel (Ozturk et al. 2013; weiter auch Walker et al. 2010; Asano et al. 2015). Zweieinhalbjährige paaren Kunstwörter wie *kay-kee* mit eckig-zackigen Zeichnungen bzw. *boo-baa* mit runden Zeichnungen häufiger als andersherum (Maurer/Pathman/Mondloch 2006). Sie ordnen bei gleichen Konsonanten regelmäßig Kunstwörter mit *o* runden bzw. *i* gezackten Figuren zu, vgl. *kiki* vs. *koko*, *bibi* vs. *bobo* (Spector/Maurer 2013).

Offenbar gibt es bestimmte akustische und visuelle Reize, die harmonieren. Zu runden Figuren passen *o*, *u*, *m*, *b* und *l*, zu eckigen hingegen passen *i*, *e*, *k*, *p* und *t* – *kiki* ist ein gutes »eckiges« Wort, *mulu* ein gutes »rundes«. Scharfe Linienverläufe bei Zacken und Ecken eignen sich besser für das abrupte Ende der stimmlosen Plosive, die dadurch hart klingen, während die weiche Linienführung mit den stimmhaften, länger tönenden Nasalen und Lateralen und den gerundeten Vokalen harmoniert. Die Faktoren, die die lautsymbolische Wirkung herbeiführen, sind bei den Vokalen Zungenlage und Lippenrundung und bei den Konsonanten Stimmhaftigkeit, Artikulationsort und Artikulationsart. Plosive klingen härter als die anderen Konsonanten, vor allem Sonoranten, und passen daher besser zu zackigen Mustern (u. a. Nielsen/Rendall 2011; Aveyard 2012). Stimmhafte und labiale Konsonanten passen besser zu runden Zeichnungen. Aber Stimmhaftigkeit hat bei Labialen keinen Effekt, und es sind die stimmlosen alveolaren und velaren Konsonanten, die besonders gut zu zackigen Bildern passen. Die unterschiedlichen Merkmale verstärken sich in günstigen Konstellationen (D'Onofrio 2014). Auch diese Korrelationen werden wiederholt als ähnlich und damit lautsymbolisch erkannt.

Solche Beispiele für Lautsymbolik, die sicherlich die am weitesten verbreiteten darstellen, lassen sich über Ähnlichkeit zwischen den sensorischen Bereichen oder durch eine natürliche Beziehung zwischen Lautung und Assoziation erklären. Daneben finden wir jedoch auch immer wieder die Phonästhe, und hier sind solche Relationen schwer nachzuweisen (vgl. auch Elsen i. Dr. a).

2.3 Phonästheme

Arbeiten wie die von Joseph (1994) fassen Phonästheme als Beispiele für Lautsymbolik auf, ohne den Terminus zu definieren. In der Arbeit geht es um die [ts]/[dz]-Cluster im Neugriechischen. Sie zeichnen sich allein durch ihre Distribution aus, denn sie treten auffällig häufig im Zusammenhang mit »klein«, »eng«, »dünn«, »Geizhals«, »Deformität«, »Zwerg«, »brennen«, »stechen«, »lähmen« auf und führen zu einem Netzwerk an verwandten Bedeutungen. Darum zählen sie für den Autor zu den expressiven Lautsymbolen. Gründe dafür, also Ikonizität, Lautmalerei oder andere Möglichkeiten, diskutiert er nicht, wahrscheinlich, weil sie kaum zu zeigen sind. Er führt für die beiden Cluster die distributionell-statistischen Auffälligkeiten an und nimmt diese als Basis für die Definition von Lautsymbolik.

Das gleiche Problem liegt den Arbeiten von Parault (2006), Parault/Schwanenflugel (2006), Parault/Parkinson (2008) zugrunde. Sie erhielten einen förderlichen Effekt von *gl-* oder *sl-* bei der Interpretation und dem Erwerb veralteter englischer Lexik wie *sleech*, *slove*, *glede*, *glimcy* im Vergleich zu *aidle*, *bauch*. Da sich Phonästheme aber gerade durch auffällig häufige Form-Inhalts-Korrelationen an der Schwelle zu Morphemen auszeichnen, ohne dass natürliche oder ikonische Bezüge nötig wären, überprüften diese Autorinnen lediglich den Lerneffekt statistischer Informationen.

Bergen (2004) zeigt experimentell, dass Phonästheme sowohl wortstrukturell wie auch kognitiv eine gewisse Eigenständigkeit aufweisen, da Wörter mit Phonästhemen schneller verarbeitet werden (vgl. auch Hutchins 1998). Allerdings fehlen Informationen zu den Testpersonen, da möglicherweise Unterschiede im Bildungshorizont einen Einfluss auf die Ergebnisse haben. Außerdem nehmen die Personen mehrfach teil, sodass eine Verzerrung durch Lerneffekte nicht auszuschließen ist. Bergen führt die psychologische Realität der Phonästheme auf ihr statistisch überproportional häufiges Vorkommen zurück (Bergen 2004: 302; für das Schwedische Abelin 2012). Nach Bergen (2004) gibt es in allen Sprachen Phonästheme (zu neueren Arbeiten in verschiedenen Sprachen vgl. Hutchins 1998; Abelin 1999, 2012; Magnus 2001; Bergen 2004; Drellishak 2006; Ivanova 2006; Rott 2015).

Für die gesamte Problematik ist entscheidend, ob wir statistisch signifikante und damit erlernte Laut-Bedeutungs-Korrelationen zur Lautsymbolik zählen. Sie geben ohnehin eine Grundlage dafür ab, auch ohne natürliche Bezüge. Grundsätzlich reicht für die Bestimmung des Phonästhems sprachinternes statistisches Wissen um Form-Inhalts-Beziehungen aus. Auf diesem Weg können sie psychologische Eigenständigkeit erlangen. Sie sind Einheiten in der Nähe von Morphemen, die keine lautsymbolische Stütze benötigen. Die rein statistische Daseinsberechtigung von Phonästhemen zeigen Otis/Sagi (2008), Drellishak (2006) und Abramova/Fernández/Sangati (2013). Letztere können aber nicht ausschließen, »that there is in fact no semantic core that unites phonestheme clusters« (Abramova/Fernández/Sangati 2013: 1701).

Wie haben also einerseits Form-Funktions-Korrelationen mit natürlichem, ikonischem Bezug, andererseits rein statistisch begründbare. Beides kann unter der Vorstellung, dass die Lautebene Bedeutungen vermittelt, zusammengefasst werden. Genauer aber können wir die intuitiv naheliegende natürliche Verbindung als Lautsymbolik im engeren Sinne auffassen, die Phonästheme als Beispiele für Lautsymbolik im weiteren Sinne.

3 Motivationshintergrund und Typologie

Hinton et al. (1994b) untergliedern Lautsymbolik nach dem Grad der Verbindung zwischen Laut und Bedeutung und nach zunehmender Arbitrarität in vier Gruppen: physische oder körperliche Lautsymbolik (*corporeal sound symbolism*), die sich unmittelbar aus emotionalen oder physischen Zuständen ergibt und die weitgehend nichtsprachlich ist (Husten, Schluckauf, expressive Intonationsverläufe, aber auch *aua!*), imitative Lautsymbolik mit konventionalisierten Beispielen wie den lautmalerischen Interjektionen (*peng!*) und direkten Lautnachahmungen (*ssss*, Zischen einer Schlange), sinnesübergreifende, synästhetische Lautsymbolik wie die akustisch-sprachliche Darstellung nichtakustischer Erscheinungen (*i – klein*) und schließlich konventionelle Lautsymbolik, die häufig auf einem wiederholten Miteinander von Form und Bedeutung beruht (*gl – glitzern, glimmen, Glanz*). Die letzte Gruppe schätzen Hinton et al. (1994b) als sprachindividuell und erlernt ein, sprechen ihr aber nicht grundsätzlich universelle Eigenschaften ab. Nach unserer Einteilung fallen die drei ersten Gruppen in den Bereich der Lautsymbolik im engeren Sinne, die vierte Gruppe in den der Lautsymbolik im weiteren Sinne.

Bei näherer Betrachtung zeigt es sich nun, dass ein Vorliegen oder Fehlen von natürlichen Zusammenhängen zwischen Lautung und Bedeutungsbereich nicht mit der Abtrennung von statistisch relevanten Zuordnungen von Konsonantenclustern und Bedeutungsbündeln korreliert. Denn bei Phonästhemen mit Nasalen gerät eine Unterteilung der Lautsymbolik nach natürlichen und frequentiell-distributionellen Typen an ihre Grenzen.

Auf der Suche nach einer Erklärung für die erhöhte Form-Inhalts-Korrelation geht Philips (2011) einer möglichen natürlichen Qualität von Phonästhemen nach. Dazu betrachtet er englische *sn*-Lexeme und ihren Bezug zur Nase sowohl unter synchronen als auch diachronen Gesichtspunkten. Sie machen rund ein Drittel der lexikalischen Wurzeln aus, vgl. *snivel, snort, snuff, snout* gegenüber *snail, snake, snow*. Er führt auch Wörter an wie »*snifter* (v.) [...] ›to inhale sharply through the nose‹« (Philips 2011: 1123). Überdies gibt es eine kleine Gruppe, die mit ›beißen‹ zu tun hat, vgl. *snack, snag, snap*. Philips findet eine vergleichbare Relation in weiteren Sprachen und Sprachfamilien (z. B. Afro-Asiatisch, Sino-Tibetisch, Semitisch). Das Phonästhem ist zumindest zum Teil nichtsprachlich bedingt. Diese Motivation war ursprünglich mit verantwortlich für die ersten Sprachzeichen, und wir können heute noch Reflexe erkennen. Er plädiert somit für eine motivierte, zum Teil lautmalerische Entstehung der Phonästhemie, die allerdings bei einigen von ihnen verloren gegangen sein könnte.

Ein Blick auf das Deutsche bestätigt die Stichhaltigkeit seiner These. Denn auch wir haben so einige dazu passende Lexeme, vgl. *Schnüß/Schnute/Schnauze, Schnabel, Schnorres/Schnörres/Schnurrbart, schnodderig/Schnotter* ›Nasenschleim‹, *Schnupfen, schnabbeln/schnacken/schnadern* ›viel reden‹, *schnappen, schnuppern, schnüffeln, schnäuzen, schniefen/schnieben, schnaufen, schnauben, schnarchen, schnarren, schnorcheln, schnurren, schnattern, schnappen*. Außerdem sind *schnöde, Schnaps* und *schnippen* etymologisch mit *schnappen* verwandt, *Schnepfe, Schnake* mit *Schnabel* und *schnarren* als Ablautform mit *schnurren*. Auch *Schnuller* gilt als lautnachahmend (Pfeifer 1999). Zu aussagekräftigen Schlussfolgerungen führt erst eine genaue statistische Analyse, wenn sie zeigt, dass *schn*-Wörter mit einer »nasalen« Bedeutung deutlich häufiger sind als solche ohne, vgl. *Schnecke, schneien/Schnee, Schneise, Schnalle, schnell, Schnur, schneiden/Schnitte*. Das wird hier aber auch ohne Zählung deutlich. Allerdings heißt das

nicht automatisch, dass das den Sprachbenutzerinnen und -benutzern bewusst ist, sodass linguistische Fakten nicht automatisch mit psycholinguistischer Realität gleichzusetzen sind.

Bemerkenswerterweise findet Blust (2003) ebenfalls eine recht hohe Korrelation von initialem /ŋ/ und einer mit dem Mund bzw. der Nase in Verbindung stehenden Semantik in austronesischen Sprachen und beobachtet außerdem, dass dort viele Phonästeme onomatopoetisch sind (vgl. auch Hutchins 1998). Damit eröffnet sich eine lautsymbolische und gleichzeitig universelle Perspektive zumindest für nasale Phonästeme. Die Frage ist nur, inwiefern dies auf die Nasale allein zurückzuführen ist.

Sind Phonästeme natürlich motiviert? In diesem Fall müsste es mehr als zufällige Beziehungen geben, die dann gegen Arbitrarität sprechen. Bei den Besprechungen von Phonästhemen wären für objektivierbare Schlussfolgerungen alle bedeutungsverwandten Wörter und alle mit der gleichen Phonemkombination, aber mit anderer Bedeutung gegenzurechnen, um eine zufällige Verteilung auszuschließen. Aber innerhalb eines Sprachsystems können Form-Inhalts-Paarungen anwachsen, wenn sie neue Wörter anziehen und wenn durch diese Verstärkung unpassende Paarungen eher verloren gehen. Je mehr die Gruppe wächst, desto größer wird die Anziehungswirkung. Deswegen sind etymologische Recherchen nötig, um frequenzbasierte Veränderungen zu erkennen. Vor allem aber sollten Phonästeme dann in nichtverwandten Sprachen auftreten. Und dies scheint offenbar nicht der Fall zu sein, denn die am häufigsten beachteten Fälle fanden sich in germanischen Sprachen. Eine weitere Verbreitung lässt sich momentan nur bei Phonästhemen mit Nasalen mit ihrer Beziehung zum Artikulationsraum sehen. Dies könnte allerdings am Nasal liegen. Weitere Untersuchungen hierzu müssten das Ausmaß an natürlichen Bezügen bei Phonästhemen zeigen, die dann wiederum Hinweise auf ihre Entstehung geben könnten.

4 Ausblick

Lautsymbolik bedeutet einen Verarbeitungs- und Erwerbsvorteil, indem sie eine Brücke zwischen Konzepten und Wörtern schlägt. Zahlreiche Studien zeigen, dass lautsymbolische Effekte einen Erwerbs- und Verarbeitungsvorteil darstellen (Westbury 2005; Imai et al. 2008; Kovic et al. 2010; Kantartzis et al. 2011; Miyazaki et al. 2013; Imai/Kita 2014; Imai et al. 2015; Lupyan/Casasanto 2015; Elsen i. Dr. b). Phonästeme erleichtern ebenfalls die Sprachverarbeitung auf der Grundlage von statistischem Lernen. Wenn nun lautsymbolische Relationen den Verarbeitungsaufwand reduzieren wegen ihrer natürlichen Bezüge und Phonästeme aufgrund bekannter Form-Inhalts-Korrelationen, sollten lautsymbolisch-natürliche Phonästeme die Verarbeitung am effektivsten begünstigen, da sich hier beide Faktoren ergänzen und womöglich verstärken. Bei Verarbeitungsexperimenten sollten dann entsprechend Phonästeme mit Nasalen deutlichere Effekte zeigen als solche ohne.

Eine andere Frage ist, ob die natürlichen, ikonischen Bezüge nicht auch in eine engere Beziehung zur universellen Verbreitung zu bringen sind – je natürlicher der Zusammenhang, desto häufiger sollte er sich in den Sprachen der Welt zeigen.

Literatur

- Abelin, Åsa (1999): *Studies in Sound Symbolism*. Göteborg (= *Gothenburg Monographs in Linguistics* 17).
- Abelin, Åsa (2012): »Relative frequency and semantic relations as organizing principles for the psychological reality of phonaesthemes.« In: *Selected Papers from UK-CLA Meetings* 1, S. 128–145.
- Abramova, Ekaterina/Fernández, Raquel/Sangati, Federico (2013): »Automatic labeling of phonesthetic senses.« In: Knauff, Markus/Pauen, Michael/Sebanz, Natalie/Wachsmuth, Ipke (Hgg.): *Cooperative Minds: Social Interaction and Group Dynamics. Proceedings of the 35th Annual Conference of the Cognitive Science Society*. Austin, Texas, S. 1696–1701.
- Ahlner, Felix/Zlatev, Jordan (2010): »Cross-modal iconicity: A cognitive semiotic approach to sound symbolism.« In: *Sign Systems Studies* 38.1, S. 298–348.
- Asano, Michiko/Imai, Mutsumi/Kita, Sotaro/Kitajo, Keiichi/Okada, Hiroyuki/Thierry, Guillaume (2015): »Sound symbolism scaffolds language development in preverbal infants.« In: *Cortex* 63, S. 196–205.
- Aveyard, Mark E. (2012): »Some consonants sound curvy: Effects of sound symbolism on object recognition.« In: *Memory & Cognition* 40.1, S. 83–92.
- Bergen, Benjamin K. (2004): »The psychological reality of phonaesthemes.« In: *Language* 80.2, S. 290–311.
- Blasi, Damián E./Wichmann, Soeren/Hammarström, Harald/Stadler, Peter F./Christiansen, Morten H. (2016): »Sound–meaning association biases evidenced across thousands of languages.« In: *PNAS* 113.39, S. 10818–10823. <https://doi.org/10.1073/pnas.1605782113>.
- Blust, Robert (2003): »The phonestheme ŋ- in Austronesian languages.« In: *Oceanic Linguistics* 42.1, S. 187–212.
- Bremner, Andrew J./Caparos, Serge/Davidoff, Jules/Fockert, Jan de/Linnell, Karina J./Spence, Charles (2013): »Bouba« and »kiki« in Namibia? A remote culture make similar shape-sound matches, but different shape-taste matches to Westerners.« In: *Cognition* 126, S. 165–172.
- Davis, Roger (1961): »The fitness of names to drawings. A cross-cultural study in Tanganyika.« In: *British Journal of Psychology* 52.3, S. 259–268.
- Diffloth, Gérard (1994): »i: big, a: small.« In: Hinton, Leanne/Nichols, Johanna/Ohala, John (Hgg.): *Sound Symbolism*. Cambridge, S. 107–114.
- D’Onofrio, Annette (2014): »Phonetic detail and dimensionality in sound-shape correspondences: refining the bouba-kiki paradigm.« In: *Language and Speech* 57.3, S. 367–393
- Drellishak, Scott (2006). *Statistical Techniques for Detecting and Validating Phonemes*. University of Washington. <http://depts.washington.edu/uwcl/matrix/sfd/Drellishak%20-%20Phonemes.pdf>.
- Elsen, Hilke (2014): »Lautsymbolik – ein vernachlässigter Forschungsgegenstand der Sprachwissenschaft.« In: *Glottology* 5.2, S. 185–218.
- Elsen, Hilke (2015): »Der Faktor Lautsymbolik.« In: *Journal LIPP* 4, S. 27–42.
- Elsen, Hilke (2016). *Einführung in die Lautsymbolik*. Berlin.
- Elsen, Hilke (i. Dr. a): »Ist das Phonästhem eine morphologische oder eine lautsymbolische Erscheinung?« In: *Zeitschrift für Wortbildung/Journal of Word Formation* 2.
- Elsen, Hilke (i. Dr. b): »Lautsymbolik als Verarbeitungshilfe.« In: *Deutsch als Fremdsprache*.
- Fort, Mathilde/Martin, Alexander/Peperkamp, Sharon (2014): »Consonants are more important than vowels in the bouba-kiki effect.« In: *Language and Speech* 3 (June), S. 1–20.
- French, Patrice L. (1976): »Toward an explanation of phonetic symbolism.« In: *Word* 28.3, S. 305–322.
- Hinton, Leanne/Nichols, Johanna/Ohala, John (1994a): *Sound Symbolism*. Cambridge.
- Hinton, Leanne/Nichols, Johanna/Ohala, John (1994b): »Introduction: Sound-symbolic processes.« In: Hinton, Leanne/Nichols, Johanna/Ohala, John (Hgg.): *Sound Symbolism*. Cambridge, S. 1–12.
- Hutchins, Sharon Suzanne (1998): *The Psychological Reality, Variability, and Compositionality of English Phonemes*. Atlanta, Georgia.

- Imai, Mutsumi/Kita, Sotaro (2014): »The sound symbolism bootstrapping hypothesis for language acquisition and language evolution.« In: *Philosophical Transactions of the Royal Society B* 369, S. 1–13. <http://dx.doi.org/10.1098/rstb.2013.0298>.
- Imai, Mutsumi/Kita, Sotaro/Nagumo, Miho/Okada, Hiroyuki (2008): »Sound symbolism facilitates early verb learning.« In: *Cognition* 109.1, S. 54–65.
- Imai, Mutsumi/Miyazaki, Michiko/Yeung, H. Henny/Hidaka, Shohei/Kantartzis, Katerina/Okada, Hiroyuki/Kita, Sotaro (2015): »Sound symbolism facilitates word learning in 14-month-olds.« In: *PLoS One* 10.2. <https://doi.org/10.1371/journal.pone.0116494>.
- Ivanova, Gergana (2006): »Sound-symbolic approach to Japanese mimetic words.« In: *Toronto Working Papers in Linguistics* 26, S. 103–114.
- Joseph, Brian D. (1994): »Modern Greek *ts*: Beyond sound symbolism?« In: Hinton, Leanne/Nichols, Johanna/Ohala, John (Hgg.): *Sound Symbolism*. Cambridge, S. 222–236.
- Kantartzis, Katerina/Imai, Mutsumi/Kita, Sotaro (2011): »Japanese sound-symbolism facilitates word learning in English-speaking children.« In: *Cognitive Science* 35.3, S. 575–586.
- Kim, Kong-On (1977): »Sound symbolism in Korean.« In: *Journal of Linguistics* 13.1, S. 67–75.
- Köhler, Wolfgang (1929/1947): *Gestalt Psychology. An Introduction to New Concepts in Modern Psychology*. 6. Aufl. New York/Toronto.
- Kovic, Vanja/Plunkett, Kim/Westermann, Gert (2010): »The shape of words in the brain.« In: *Cognition* 114.1, S. 19–28.
- Levickij, Viktor V. (2013): »Phonetic symbolism in natural languages.« In: *Glottotheory* 4.1, S. 72–91.
- Lupyan, Gary/Casasanto, Daniel (2015): »Meaningless words promote meaningful categorization.« In: *Language and Cognition* 7, S. 167–193.
- Magnus, Margaret (2001): *What's in a Word? Studies in Phonosemantics*. Diss. Trondheim.
- Maurer, Daphne/Pathman, Thanujeni/Mondloch, Catherine J. (2006): »The shape of boubas: Sound-shape correspondences in toddlers and adults.« In: *Developmental Science* 9.3, S. 316–322.
- Miyazaki, Michiko/Hidaka, Shohei/Imai, Mutsumi/Yeung, H. Henny/Kantartzis, Katerina/Okada, Hiroyuki/Kita, Sotaro (2013): »The facilitatory role of sound symbolism in infant word learning.« In: Knauff, Markus/Pauen, Michael/Sebanz, Natalie/Wachsmuth, Ipke (Hgg.): *Cooperative Minds: Social Interaction and Group Dynamics. Proceedings of the 35th Annual Conference of the Cognitive Science Society*. Austin, Texas, S. 3080–3085.
- Nielsen, Alan/Rendall, Drew (2011): »The sound of round: Evaluating the sound-symbolic role of consonants in the classic *takete-maluma* phenomenon.« In: *Canadian Journal of Experimental Psychology* 65.2, S. 115–124.
- Nielsen, Alan/Rendall, Drew (2013): »Parsing the role of consonants versus vowels in the classic *takete-maluma* phenomenon.« In: *Canadian Journal of Experimental Psychology* 67.2, S. 153–163.
- Nuckolls, Janis B. (1999): »The case for sound symbolism.« In: *Annual Review of Anthropology* 28, S. 225–252.
- Otis, Katya/Sagi, Eyal (2008): »Phonaesthemes: A corpus-based analysis.« In: Love, Brad C./McRae, Ken/Sloutsky, Vladimir M. (Hgg.): *Proceedings of the 30th Annual Conference of the Cognitive Science Society*. Austin, Texas, S. 65–70.
- Ozturk, Ozge/Krehm, Madelaine/Vouloumanos, Athena (2013): »Sound symbolism in infancy: Evidence for sound-shape cross-modal correspondences in 4-month-olds.« In: *Journal of Experimental Child Psychology* 114, S. 173–186.
- Parault, Susan J. (2006): »Sound symbolic word learning in written context.« In: *Contemporary Educational Psychology* 31.2, S. 228–252.
- Parault, Susan J./Parkinson, Meghan (2008): »Sound symbolic word learning in the middle grades.« In: *Contemporary Educational Psychology* 33.4, S. 647–671.
- Parault, Susan J./Schwanenflugel, Paula J. (2006): »Sound-symbolism: A piece in the puzzle of word learning.« In: *Journal of Psycholinguistic Research* 35, S. 329–351.
- Peña, Marcela/Mehler, Jacques/Nespor, Marina (2011): »The role of audiovisual processing in early conceptual development.« In: *Psychological Science* 22.11, S. 1419–1421.

- Peterfalvi, Jean-Michel (1964): »Étude du symbolisme phonétique par l'appariement de mots sans signification à des figures.« In: *L'année psychologique* 64.2, S. 411–432.
- Peterfalvi, Jean-Michel (1965): »Les recherches expérimentales sur le symbolisme phonétique.« In: *L'année psychologique* 65.2, S. 439–474.
- Pfeifer, Wolfgang (2000): *Etymologisches Wörterbuch des Deutschen*. 5. Aufl. München.
- Philps, Dennis (2011): »Reconsidering phonæstheses: Submorphemic invariance in English »n-words.« In: *Lingua* 121.6, S. 1121–1137.
- Rott, Julian A. (2015): »Phonästhesie. Eine randständige Kategorie.« In: *Sprachwissenschaft* 40.1, S. 45–71.
- Sapir, Edward (1929): »A study in phonetic symbolism.« In: *Journal of Experimental Psychology* 12, S. 225–239.
- Shinohara, Kazuko/Kawahara, Shigeto (2010): »A cross-linguistic study of sound symbolism: The image of size.« In: *Proceedings of the Berkeley Linguistic Society* 36, S. 396–410.
- Spector, Ferrinne/Maurer, Daphne (2013): »Early sound symbolism for vowel sounds.« In: *i-Perception* 4.4, S. 239–241.
- Thompson, Patrick D./Estes, Zachary (2011): »Sound symbolic naming of novel objects is a graded function.« In: *The Quarterly Journal of Experimental Psychology* 64.12, S. 2392–2404.
- Ultan, Russell (1978): »Size-sound symbolism.« In: Greenberg, Joseph H./Ferguson, Charles A./Moravcsik, Edith A. (Hgg.): *Universals of Human Language II. Phonology*. Stanford, S. 525–568.
- Volke, Stefan (2007): *Sprachphysiognomik. Grundlagen einer leibphänomenologischen Beschreibung der Lautwahrnehmung*. Freiburg/München.
- Walker, Peter/Bremner, J. Gavin/Mason, Uschi/Spring, Jo/Mattock, Karen/Slater, Alan/Johnson, Scott P. (2010): »Preverbal infants' sensitivity to synaesthetic cross-modality correspondences.« In: *Psychological Science* 21.1, S. 21–25.
- Westbury, Chris (2005): »Implicit sound symbolism in lexical access: Evidence from an interference task.« In: *Brain and Language* 93, S. 10–19.

Prof. Dr. Hilke Elsen, M. A.

Lehrstuhl für Deutsch als Zweit- und Fremdsprache und seine Didaktik

Universität Augsburg

Universitätsstraße 10

86159 Augsburg

Tel.: +49 (0)821/598 2779

hilke.elsen@philhist.uni-augsburg.de

Institut für Deutsche Philologie

Ludwig-Maximilians-Universität München

Schellingstraße 3

80799 München

privat (und Korrespondenzadresse):

Chrombachstraße 10

86551 Aichach

Tel.: 08251/2043100